

Geschichte der «Basler Zeitung»

In den Orkus

Als Geschäft zeitweise ein Erfolg, als publizistisches Projekt hingegen von Anfang an ein Desaster: Das Fusionsprodukt «Basler Zeitung» kämpft seit bald 36 Jahren um die Gunst des Publikums.

Vier Autorinnen und Autoren versuchen, die Geschichte der «Basler Zeitung» fassbar zu machen. Sie haben Zeitzeugen befragt, Archive durchstöbert und Firmenakten gelesen. Unter dem Titel «Herausgefordert» brachten sie den Materialberg in eine lesbare Form.

Dieses schwierige Geschäft gelang – erwartungsgemäss – nur zum Teil. Es gibt im Buch Fehlurteile und Einseitigkeiten. Das ist verständlich, weil wichtige Zeugen nicht mehr am Leben sind. Und eine schlüssige Erklärung, weshalb das Blatt allen Faceliftings und allen journalistischen Bemühungen zum Trotz publizistisch ein Fehlschlag blieb, darf man nicht erwarten.

Gleichwohl ist dem Werk über das Medien- und Verlagsmilieu hinaus eine grosse Leserschaft zu wünschen. Es macht fassbar, welche labile Gebilde Redaktionen sind, und wie leicht es ist, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Und es beschreibt, erstmals und aus gebührender Distanz, weshalb die «Basler Zeitung» eine publizistische Fehlgeburt geblieben ist.

Das Buch hat drei Schwerpunkte. Im ersten wird die Geschichte der Vorgänger-Zeitungen «Basler Nachrichten» und «National Zeitung» erzählt, ihr Inneres nach aussen gestülpt und beschrieben, wie die Redaktionen vor der Fusion tickten. Die beiden Zeitungsporträts werden sodann in den Kontext der Schweizer Presselandschaft der siebziger Jahre gestellt. Im zweiten Teil liegt der Fokus auf der Fusion selbst: Wer hat sie angestossen und weshalb? Wer waren die handelnden Personen? Und wie rechtfertigten sie das Zusammengehen? Und im dritten Teil, schliesslich, wird die Geschichte des Fusionsprodukts Basler Zeitung rekonstruiert, das Auf und Ab des Geschäfts

Walter Rüegg, früher Radiodirektor und zwischendurch auch einmal Verlagsleiter der «Basler Zeitung», hat mit jungen Medien-Forschenden der Uni Basel ein Buch über Aufstieg und Niedergang der BaZ verfasst. Der vom Christoph Merian-



Verlag herausgegebene Forschungsbericht hat drei Schwerpunkte. Im ersten werden die Vorgänger-Blätter der «Basler Zeitung» – «Basler Nachrichten» und «National-Zeitung» – porträtiert und in der Schweizer Presselandschaft der späten sechziger und frühen siebziger Jahre verortet. Der zweite erzählt die Geschichte der Fusion der beiden ungleichen Blätter, und der dritte das Auf und Ab der BaZ bis sie in Blochers Hände fiel. Im Anhang schliesslich kommen Medienschaffende, Wirtschaftsvertreter und Wissenschaftler in Gastbeiträgen zu Wort.

Walter Rüegg (Hrsg.): Herausgefordert. Die Geschichte der Basler Zeitung. Basel 2012 (Merian Verlag). 352 Seiten, CHF 34.00.

von der verhängnisvollen Hunter-Strategie der achtziger und neunziger Jahre bis zu den grotesken Schleiertänzen der Investoren Tettamanti und Blocher und dem armen Moritz Suter, der für sie den Kasper machte.

Als Beteiligter der Fusions-Historie, dessen kritische Äusserungen über die Basler Zeitung die Buchautoren mehrfach zitieren, will ich als Rezensent keinerlei Objektivität beanspruchen. Ich benutze die Gelegenheit vielmehr dazu, da und dort Ergänzungen zu machen und einige Gewichtsverschiebungen vorzuschlagen. Dazu gehört, gleich vorweg, die Feststellung, dass der Freiraum, den der Verleger der «National Zeitung», Hans-Rudolf Hagemann, seiner Redaktion gewährte, ungewöhnlich gross war. Vor allem wir Jungen dankten dafür mit unermüdlichem Einsatz – Zwölf- bis Vierzehnstunden-Tage fanden wir nicht ungewöhnlich – und dem (naiven) Vertrauen, dass der Professor seine liberale Ein-

stellung nie ändern würde. Wie viele andere junge, engagierte Journalistinnen und Journalisten der «National Zeitung» erlebte ich das Zusammengehen von BN und NZ deshalb als schwere Kränkung, ja als Verrat an unserem journalistischen Engagement im Dienst der Öffentlichkeit.

Aber aus heiterem Himmel schlug der Fusions-Blitz im Herbst 1976 an der St. Alban-Anlage nicht ein, im Gegensatz zur Dufourstrasse schräg gegenüber bei den «Basler Nachrichten». Die NZ-Redaktion hatte einen Personalabbau hinter sich, mehrere Kolleginnen und Kollegen hatten das Haus bereits unfreiwillig oder freiwillig aus Wut über den neuen Kurs verlassen. Ich selbst hatte meine Redaktionsstelle gegen den Job eines Mitarbeiters mit festem Pensum getauscht. Seit der Zusammenlegung des Vertriebs und seit dem Entscheid der Verlagsspitzen, Börsenseiten gemeinsam zu produzieren, war es für mich nur eine Frage der Zeit, bis der Zusammenschluss verkündet würde.

Rahel Walser und Dominic Wirz haben mit riesigem Einsatz versucht, die Atmosphäre jener Jahre auf den Redaktionen der beiden Blätter gerecht zu werden. Sie befragten dafür Dutzende Zeitzeugen und werteten unzählige schriftliche Quellen aus. So entstanden spannend zu lesende, im Wesentlichen akkurate Porträts der «Basler Nachrichten» und der «National Zeitung» und ihrer publizistischen Haltungen in einer Zeit des Umbruchs und der Neuorientierung. Richtig ist besonders der mehrfach geäußerte Hinweis, dass die «Basler Nachrichten» jener Jahre weder besonders konservativ daher kamen noch die «National Zeitung» ausgesprochen links, wie das bis heute mancherorts behauptet wird.

Es war gerade diese Tatsache, die die Konkurrenz belebte und die tatsächlichen Unterschiede stärker konturierte. Profil verlieh der NZ die von August E. Hohler verantwortete Beilage «NZ am Wochenende», der weit über das Verbreitungsgebiet des Blattes hinaus eine eigentliche Sonderstellung zukam. Und gross waren die Unterschiede in der regionalen Berichterstattung, welche sich in den BN

in der ersten Hälfte der siebziger weitgehend auf das Protokoll der laufenden Ereignisse beschränkte, während die NZ vor allem im Baselland-Teil ein Dauer-Feuerwerk an Innovationen abbrannte.

Erfinder des Spektakels war Michael Haller, der es verstand, täglich die geballte Kreativität des Teams zu mobilisieren. Das führte schnell zu Konflikten, weil das Stadtdressort nicht willens und in der Lage war, denselben handwerklichen Ansprüchen zu genügen. Als Haller wegen eines selbst verschuldeten Interessenkonflikts das Unternehmen verliess, kehrte keineswegs Ruhe ein. Wir machten weiter wie zuvor und legten noch einen Zacken zu.

Mit linker Gesinnung hatte das alles nichts, mit dem Glauben an die Kraft des öffentlichen Diskurses hingegen viel zu tun. Wir waren nicht von einer politischen Mission erfüllt, sondern vom Ehrgeiz, den (Lokal-)Journalismus neu zu erfinden. Damals war das kein Hirngespinnst. Die NZ war die ideale Plattform dafür.

Logisch, dass wir in unserem publizistischen Labor nicht nur neue Formen und Stile ausprobierten, wir trugen unsere Botschaft auch in die Dörfer, indem wir Wahlveranstaltungen organisierten, und ins Theater, indem wir im Rahmen der «Montagabende» des Regisseurs Erich Holliger, aktuelle Themen – die Einbürgerungsproblematik («Fremdsein in der Schweiz») und die Arbeitslosigkeit («Arbeitslos in der Schweiz») – bearbeiteten und als Szenenfolgen präsentierten. Die Resonanz war enorm, und alle verstanden die Botschaft: Eine Zeitung muss im Dienst der Öffentlichkeit gemacht werden, wenn sie nachhaltig Erfolg haben will.

Dominic Wirz, der Autor des brillant geschriebenen Kapitels über die «National-Zeitung», glaubt im fortschrittlichen Geist der NZ den Einfluss des Journalisten und späteren Philosophie-Dozenten Arnold Künzli wahrzunehmen. Das stimmt sicher für seine Aufsehen erregenden Serien in den fünfziger und frühen sechziger Jahren und allenfalls für die Haltung gegenüber dem Vietnam-Krieg

sowie für gelegentliche Beiträge in der Wochenend-Beilage, die gleichermassen nach innen und aussen gewirkt haben mögen.

Aber im Alltag der Redaktion in den Siebziger Jahren spielten Künzlis Überzeugungen – zum Beispiel seine Begeisterung für das jugoslawische Selbstverwaltungsmodell – nicht die geringste Rolle. Seine immer von Konflikten geprägte Zeit als Redaktor und Mitarbeiter der NZ war längst vorbei. Und die akademische Welt war weit weg, wenn es darum ging, Abschlusszeiten einzuhalten und zügige Titel mit der richtigen Anzahl Anschläge zu finden. Für uns Junge war, wenn überhaupt, August Hohler ein Vorbild – handwerklich und in seiner publizistischen Haltung. Wir wussten aber auch, dass wir darüber hinaus nicht auf ihn bauen konnten. Aus Furcht um seinen publizistischen Garten «NZ am Wochenende» liess er uns in den Auseinandersetzungen um die innere Pressefreiheit regelmässig hängen.

Auch auf die zweite Vaterfigur im Hause, Heinrich Kuhn, war kein Verlass. Kuhn, obwohl als Vorsitzender der Redaktionsleitung unbestritten, war mit zunehmendem Alter zum Denkmal erstarrt. Auf Auseinandersetzungen um handwerkliche Standards, um redaktionelle Konzepte und Zuständigkeiten mochte er sich nicht einlassen. Und mit gewerkschaftlichen Forderungen hatte er ohnehin nichts am Hut.

Für das Verständnis der Fusionsgeschichte ist es wichtig zu wissen, dass der innere Zusammenhalt der NZ-Redaktion nicht mehr existierte, als Alfred Peter 1975 zum Chefredaktor ernannt wurde. Es ist nicht falsch, dafür politische Gründe geltend zu machen. Meiner Ansicht nach waren aber die psycho-sozialen Ursachen von grösserer Bedeutung. Wenn man nicht zu sehr auf das Lebensalter der Akteure schaut, darf man von einem Mehrgenerationenkonflikt sprechen: Da waren die «Alten»: Leute wie Heinrich Kuhn und Werner Gysin, die seit den dreissiger und vierziger Jahren im Hause waren, und die «Jüngerer» wie Alfred Peter, Manuel Isler, Hans-Rudolf Linder oder Fritz Latscha, welche die NZ am Ende der sechziger Jahre aus der Parteibindung befreiten und das Land mit nonkon-

formistischen Ideen aufrüttelten. 1967 sorgte die Serie «NZ packt heisse Eisen an» landesweit für Aufsehen und prägte das Image des Blattes ebenso wie seine konsequente Ablehnung des Vietnam-Kriegs.

Als aber zu Beginn der siebziger Jahre eine noch jüngere Generation ins Geschirr stieg und 1972 die Umstellung der Zeitung auf die Einmalausgabe nutzte, um ihr in der Übersichtlichkeit von Adrian Frutigers Layout ein noch fortschrittlicheres Gesicht zu geben, waren Konflikte unvermeidlich. Die «Jugendfraktion» kam mit den handwerklichen Erfordernissen viel leichter zurecht als die alten Herren. Ihr ungebremsster Tatendrang verstörte aber auch die Angehörigen der mittleren Generation, die ihr reformerisches Renommee in Gefahr sah. Kam hinzu, dass sie als bürgerliche Individualisten immer als Einzelkämpfer agierten, die vor allem darauf aus waren, ihren eigenen Garten sauber zu halten, während wir Jungen Zeitungsmachen als Teamarbeit verstanden und in Konferenzen oft im Kollektiv auftraten.

Dass die meisten von uns Jungen Mitglieder bei der eben gegründeten und – gemessen an der Gesamtzahl der Kolleginnen und Kollegen im Land – winzigen Journalisten-Union waren, spielte eine weit weniger wichtige Rolle, als es im Nachhinein den Anschein machte. Denn innerhalb der Betriebsgruppe herrschte keineswegs die grosse Einigkeit, die wir selbst uns damals gewünscht hätten. Die meisten zogen es in Konflikten vor, still zu halten. Nur wenige konnten und wollten es sich leisten, ihre Kritik mit Schärfe und vor grossem Publikum vorzutragen. Toya Maissen und Linda Stibler gehörten oft dazu. Ohnehin zeigten die Frauen in der macho-geprägten NZ-Redaktion mehr Standvermögen als viele Kollegen. Ihr Engagement bei der Verteidigung des Redaktionsstatuts kommt im Buch leider zu wenig zur Geltung.

Die Fusionsgeschichte selbst beschreiben Rachel Walser und Dominic Wirz faktenreich und lebendig in allen bekannten Facetten. Überraschendes förderten sie nicht zutage. Aber es gelingt ihnen, kräftige Akzente zu setzen. So können sie die Rolle des Zürcher Verlegers

Max Frey als Antreiber des Zusammenschlusses gut belegen. Und auch die vielfältigen Interessen der einzelnen Akteure, die sich schliesslich im Fusionsentscheid bündelten, arbeiten sie klar heraus.

Ihre Feststellung, dass Oskar Recks unabhängiger Kurs das Ende der «Basler Nachrichten» beschleunigte, verdient besonders unterstrichen zu werden. Die Leute, die den freisinnigen Publizisten aus dem Thurgau geholt hatten, müssen zutiefst schockiert gewesen sein, als sie erkannten, dass er einem ganz anderen Berufsverständnis verpflichtet war, als sie es erwartet hatten. Einem solchen Mann die Subsidien zu entziehen und damit das ganze Unternehmen in den Orkus fahren zu lassen, fiel ihnen leicht – zumal ihnen beim Fusionsprodukt weitreichende Einflussmöglichkeiten zugesagt wurden.

Oskar Reck verstand seinen Beruf nicht anders als die Berufsleute an der St. Alban-Anlage: als Dienst an der Öffentlichkeit. Diese professionelle Haltung, die jeden missionarischen Eifer ausschliesst, aber Platz lässt für eigenwillige politische Einschätzungen, stand damals wie heute im Widerspruch zu den Erwartungen von Interessengruppen, die Redaktionen nach ihrer Willfährigkeit beurteilen. Parteien, Verbände und mächtige Einzelpersonen träumten damals und träumen heute davon, ihren Einfluss per Medienbesitz zu stärken. Die letzten dieser Träumer heissen Christoph Blocher und Tito Tettamanti. Aber schon die Geldgeber der «Basler Nachrichten» und später der BaZ glaubten, sie sässen am langen Hebel, wenn sie im Verwaltungsrat Einsitz nähmen.

Selbstverständlich ist es möglich, den Inhalt einer Zeitung vom grünen Tisch aus mitzubestimmen, indem man zum Beispiel – wie dies derzeit bei der BaZ geschieht – das Personal entsprechend selektioniert. Irgendwann kommt aber der Punkt, wo nur noch Gesinnungstäter mitspielen mögen: Missionare und Propagandisten, keine Journalisten. Und gleichzeitig schrumpft die Leserschaft auf das Niveau eines Sektenblattes, das die Anzeigenkunden kalt lässt und nur dank Subsidien überlebt.

Es ist deshalb logisch, dass «Blochers Statthalter» Markus Somm als Chefredaktor der BaZ unermüdlich betont, wie sehr er Wert auf die Meinungsvielfalt lege. Er weiss, dass er sich auf dünnem Eis bewegt: Lässt er zu viel Offenheit zu, macht er sich bei den Geldgebern unglaublich; zieht er die Schraube weiter an, verstärkt sich in der Öffentlichkeit die Gewissheit, dass die Vielfalt lediglich inszeniert ist und sich auf die Peripherie des redaktionellen Angebots beschränkt.

Noch scheint die Täuschung zu funktionieren, wie man auch in den von Walter Rüegg verfassten Kapiteln über das Auf und Ab im BaZ-Curriculum nachlesen kann. Der Ton ist viel vorsichtiger als in den Texten seiner jungen Mitarbeitenden. Rüegg schreibt zähflüssig; er hangelt sich den Dokumenten aus dem Firmenarchiv entlang und meidet kritische Festlegungen. Und wenn er dezidiert Stellung nimmt, vor allem bei der Beschreibung der Rolle Peter Sigrists, des Nachfolgers von Erich Reber als Unternehmensleiter, stützt er sich auf eine einzige schriftliche Quelle, eine unveröffentlichte Firmengeschichte von Fritz Latscha. Eine Gegenprobe, die in einem solchen Fall journalistische Pflicht wäre, ist nicht dokumentiert.

Max Jäggi und ich haben 1988 ein Gespräch mit dem damaligen Generaldirektor Sigrist geführt (KLARTEXT 6/88), das viel über den Verlagsleiter aussagt. Er präsentierte sich als einer, der nicht bloss Drucker sein, sondern auch publizistisch Spuren hinterlassen wollte. Ein selbstbewusster Patron, gewiss, aber kein Bösewicht, der nichts anderes im Sinn hatte, als seine Macht zu geniessen. Es lohnt sich, [das Gespräch](#) und die [dazu gehörende Story](#) nachzulesen – als Gegengewicht gegen Rüeeggs allzu eindimensionales Porträt und zur Ergänzung der Geschichte.

Seine Darstellung des Unternehmens «Basler Zeitung» wird auf absehbare Zeit unverzichtbar bleiben. Es fehlt ihr zwar weitgehend der Mut zur Interpretation. Und die Einbettung in die Schweizer Medienlandschaft, die Christina Klausener für die siebziger Jahre so ausgezeichnet gelungen ist, wird ganz vernachlässigt. Doch der Faktenberg, der hier ausgebrei-

tet wird, ist beeindruckend. Man ahnt die Nähe des Autors zum Unternehmen. Dass Walter Rüegg zu Beginn der neunziger Jahre als Verlagsleiter der BaZ wirkte, wird aber nur beiläufig erwähnt. Darüber hinaus bleibt alles im Dunkeln. Hat der Autor etwas zu verstecken? Gibt es Peinlichkeiten zu verbergen? Darf er nicht frei reden? Liegt hier der Grund für die auf Schritt und Tritt spürbare Hemmung, mit der er seinen Stoff modelliert?

Die Idee schliesslich, Gastautoren zu Wort kommen zu lassen, darunter drei ehemalige Chefredaktoren und der derzeitige Redaktionsleiter, hätte rechtzeitig verworfen werden müssen. Geht man den Texten nämlich auf den Grund, bleibt bei fast allen nichts als eitles Kokettieren mit der Zeitzeugenschaft. Das wäre zu verhindern gewesen, wenn man mit den Herren – eine Frau ist bezeichnenderweise nicht dabei – intensiv gearbeitet hätte. Je-

denfalls hätte es dem Buch weit besser getan, die Reminiszenzen aus den Gastbeiträgen, soweit sie relevant sind, in die Geschichts-Kapitel einzuarbeiten.

© Jürg Bürgi, 2012

Abdruck und alle anderen Publikationsformen honorarpflichtig.

<http://www.juerg-buergi.ch>

Wenn Sie unsere Arbeit fördern wollen, freuen wir uns über jeden Beitrag:

PC-Konto 40-32963-0; Jürg Bürgi, Basel
IBAN CH75 0900 0000 4003 2963